

Wer ist draußen, wer ist drinnen?

Tomáš Halík's Initiative für eine „Ökumene der dritten Art“ ist noch nicht eingelöst. Doch es würde sich lohnen, dem „Glauben der Unglaubenden“ nachzugehen.

VON ANDREAS R. BATLOGG

Den Ausdruck „Ökumene der dritten Art“ hat der tschechische Soziologe und Religionsphilosoph Tomáš Halík von dem Erfurter Philosophen Eberhard Tiefensee übernommen. Vor fünf Jahren entwickelte Halík daraus eine Initiative, die er unter anderem in dem von Kardinal Walter Kasper und George Augustin herausgegebenen Sammelband *Christsein und die Corona-Krise* (2020) entfaltete.

Ein Abschnitt dieses Artikels trägt die Überschrift *Den Glauben der „Ungläubigen“ verstehen*. Was meinte Halík damit? Und warum kommen die „Ungläubigen“ in Anführungszeichen daher? Seine Überlegungen sind ein Plädoyer dafür, „die spirituellen Erfahrungen der Menschen, die sich zu keiner Religion bekennen, tiefer zu entdecken, zu begreifen und zu deuten“.

Man muss dabei längst nicht nur an Tschechien denken, einen der säkularisiersten Staaten Europas. Nach der Einschätzung Halíks „wächst“ in weiten Teilen Westeuropas „die Anzahl der ‚Nons‘: Menschen, die nicht bereit sind, sich in eine der existierenden Religionen einzugruppieren“.

Sie als „Atheisten“ zu bezeichnen, könnte sich als vorschnell erweisen: „Die ‚Nons‘ stellen eine sehr bunte Bandbreite dar, angefangen bei den Apatheisten (den religiös gleichgültigen Menschen), Agnostikern, Antiklerikalen, den ‚Selbstbastlern auf dem Gebiet der Religion‘ über die Anhänger alternativer Spiritualitäten und die Synkretisten bis hin zu Menschen, die von den religiösen Institutionen enttäuscht oder verletzt wurden, sowie ehrlichen geistlichen Suchern.“ Können diese Menschen uns Christen egal sein? Müssen wir sie bedauern? Sind sie verblendet? Verbohrt? Oder lediglich Kirchensteuerflüchtlinge?

Kardinal Franz König (1905–2004) war mehr als ein Jahrzehnt der erste Leiter des nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil geschaffenen „Sekretariats für die Nichtgläubenden“. Dort arbeiteten ihm Theologen wie Johann Baptist Metz (gestorben 2019) und Herbert Vorgrimler (gestorben 2014) als Konsultoren zu. 1967 wurde das „Sekretariat“ zum Päpstlichen „Rat“ aufgewertet, 1988 umbenannt in „Päpstlicher Rat für den interreligiösen Dialog“, seit der Strukturreform der Kurie ist es ein Dikasterium.

In den 1960er-Jahren war es vorrangig um den Dialog mit dem Atheismus gegangen. Heute ist die Glaubens- wie die „Unglaubens“-Landschaft eine ganz andere. Die „Gleichgültigen“ bzw. „Indifferenten“ sind eine erkennbare Gruppe geworden, die zu übersehen sich die Kirchen nicht leisten können. Halík erinnert daran, dass sich die Befreiungstheologie auf Menschen am Rand, auf Arme, Ausgebeutete, Verfolgte, Marginalisierte und Minderheiten konzentrierte. Jetzt sei es notwendig, „parallel dazu eine Theologie zu entwickeln, die die geistliche Erfahrung der ‚Nons‘ reflektiert, die in den Kirchen marginalisiert werden, die von der ‚organisierten Religion‘ oftmals enttäuscht und verletzt wurden, der Menschen am Rande der Welt der religiösen Dogmen und Rituale, der Menschen ohne

Verankerung, die arm an ‚Sicherheiten‘, jedoch offen sind und ehrlich suchen und oftmals ernsthaft nach der Wahrheit und der Gerechtigkeit dürsten. Auch diese ‚Armen‘ haben wir stets bei uns und werden sie immer mit uns haben!“ Diese Beobachtung erinnert an die Aufforderung von Papst Franziskus, „Kirche an der Peripherie“ zu sein: sich auf unbekanntes und unsicheres Terrain hinauszuwagen.

Neben den „normalen“ Gläubigen in Pfarreien und der klassischen Missionierung sieht Halík „einen dritten Typus des Dienstes“ im Kommen: „die geistliche Begleitung der Suchenden“. Dabei lasse sich von der Krankenhaus- und Gefängnisseelsorge lernen. Ohne „Umkehr“ (*Metanoia*) gehe es nicht. Es brauche „die existenzielle Bekehrung von einem Leben an der Oberfläche zu einem Leben in der Tiefe“.

Ich sehe ein weiteres Feld: Denn „die Anderen“ sind nicht nur „draußen“, sondern auch „drinnen“. Auch regelmäßige Kirchgänger sind heute mehr denn je Suchende. Viele finden sich in der liturgischen Sprache nicht wieder. Sie wirkt auf sie wie eine Fremdsprache. „Gnade“, „Erlösung“ oder „Unterpfand“, um nur drei Begriffe herauszugreifen, lösen bei vielen Menschen überhaupt nichts mehr aus. Es geht also längst nicht nur um eine neue religiöse Alphabetisierung. Auch das Projekt einer „missionarischen Kirche“ kommt an semantischen Hürden nicht vorbei, außer um den Preis eines theologischen Überbaus, der dann aber real – beim Beten etwa – überhaupt keine Rolle mehr spielt. Die Herausforderung ist immens. Bei Taufen und Hochzeiten ist genau dieses Suchen mit Händen zu greifen. Die damit verbundene Fremdheit wirkt wie ein Resonanzkörper – negative Resonanz.

Halík wies auch auf zwei ganz praktische Erfahrungen der coronabedingt mageren Fasten- und Osterzeit von 2020 hin. Christen hätten verstanden, „dass Gott und seine Wirksamkeit nicht durch die sakramentale Praxis der Kirche begrenzt ist (*Deus non tenetur sacramentis*)“. Und sie hätten erfahren, dass Eucharistie „ein Medium der Kommunikation nicht nur mit Gott, sondern auch mit anderen Menschen“ ist. „Die Eucharistiefeier ist ein wirkliches Mahl, bei der die reale Gegenwart Christi im Sakrament mit der realen (nicht virtuellen) Gegenwart der Gläubigen verbunden ist; in der Eucharistie empfängt uns Christus und wir empfangen gleichzeitig Christus sowie unsere Schwestern und Brüder, wir empfangen ihn auch in ihnen und durch sie“.

Ob diese Überlegungen inspirieren? Auch ganz praktisch? Ob zum Beispiel das seinerzeitige erzwungene eucharistische Fasten nicht auch „Mut machen sollte, im Sinne der Barmherzigkeit Jesu auf Menschen in ‚irregulären Situationen‘ zuzugehen“, von denen Franziskus in *Amoris laetitia* (2016) spricht? Wer greift solche Gedanken auf? Wer liest nicht nur – und geht dann zur Tagesordnung über: zum pastoralen (oder theologischen) Pragmatismus? Sie sind fünf Jahre alt – und nach wie vor brennend aktuell. **CIG**

ANDREAS R. BATLOGG, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist.

Zum inneren Leben

Vorübergehen

Jesus war ein Vorübergehender. Zu Beginn kommt er, der Newcomer aus Galiläa, an den Jordan, lässt sich vom Bußprediger Johannes taufen, vielleicht auch erleuchten, beruft dann so lässig wie entschieden seine Jünger, macht sich mit ihnen auf den Weg. *Wo bitte geht es nach Jerusalem ...?* Es dauert nicht lange, bis Jesus und die Seinen das winzige Israel durchquert haben. Verkündigend, heilend, feierend, wider den Stachel löckend.

CHRISTIAN HEIDRICH

in: „Warum ich ein Christ bin“ (Patmos, Ostfildern 2025)

Vorausgehen

Mut machender Gott, geh du mir voraus und geh mit mir in meinen kommenden Alltag! Mit dir kann ich aufbrechen ins Ungewisse und neue Horizonte entdecken. Mit dir kann ich Ängste überwinden und Vertrauen in mich haben. Mit dir kann ich ungeahnte Kräfte freisetzen und mit Freude beginnen. Was liegt vor mir? Ich weiß es nicht. Mit dir, Mut machender Gott, gehe ich den ersten Schritt.

SR. DOROTHEA PIORKOWSKI

aus: „Göttliches Ansehen geben“ (Schwabens Verlag, Ostfildern 2025)

Mitgehen

Ich habe die Erfahrung gemacht, wie bereichernd es ist, Christen in anderen Ländern und aus anderen Denominationen kennenzulernen. Denn mit all unseren Unterschiedlichkeiten sind wir trotzdem eins. Meine Reise zu ihnen hat mich verändert und meinen Glauben vertieft. Die Geschichten, die ich von anderen Christen auf meiner Reise gehört habe, sind Schätze, die ich mit mir trage. Und ich hoffe, dass ich auch weiterhin ein Teil davon sein darf, diese Schätze zu sammeln und mit der Welt zu teilen.

CAROLA MEHLTRETTER

in: „1 Jahr, 10 Länder und die Challenge meines Lebens“ (Herder, Freiburg 2025)